

# TITELTHEMA

WELT AM SONNTAG, 12. JUNI 2011 SEITE 15

## Japans *stille Helden*

Vor drei Monaten überrollte ein Tsunami die Nordküste Japans, vernichtete ganze Orte – und löste eine Atomkatastrophe aus. An Normalität ist dort noch lange nicht zu denken. Die Menschen versuchen das fast Unmögliche: Weiterzuleben und von vorn anzufangen

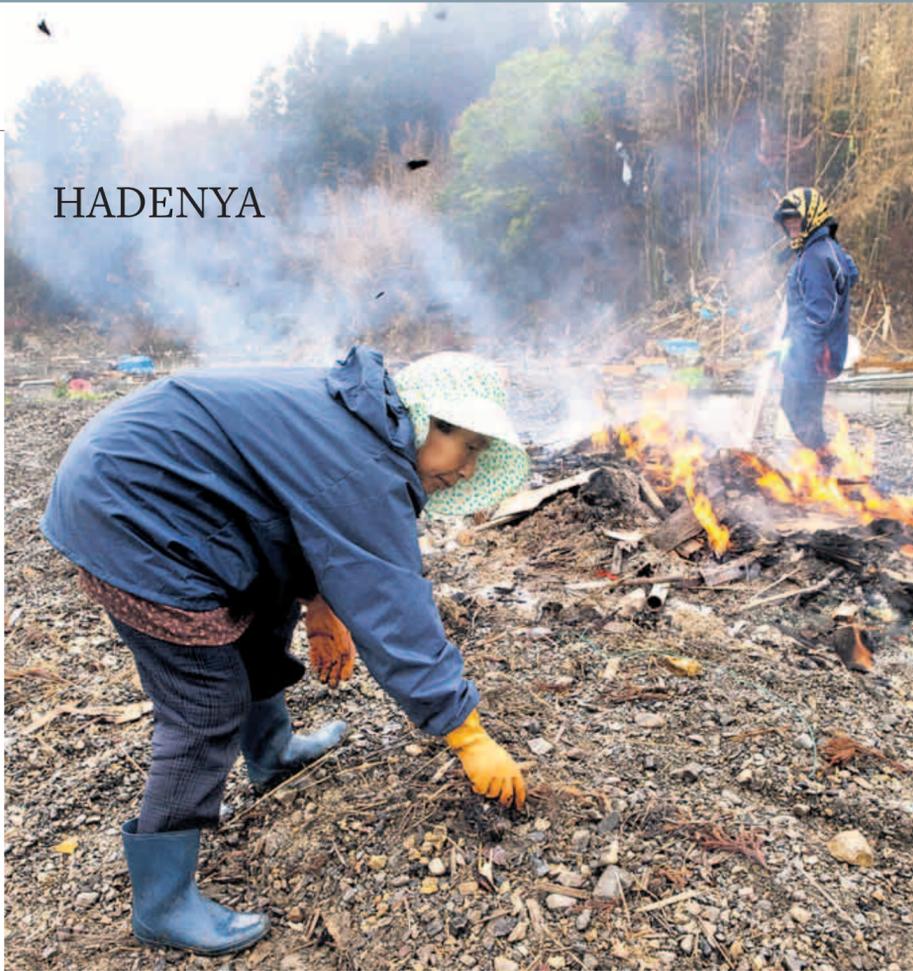
Text von Uwe Schmitt Fotos von Androniki Christodoulou



### HADENYA

Die Bewohner des Dorfs Hadenya (Präfektur Miyagi) eint der Kampf gegen das Chaos, das die Katastrophe in ihrem Ort hinterließ

HADENYA



Tun, was zu tun ist: Die Frauen in Hadenya haben ihre Häuser verloren – und ihr altes Leben. Aufräumen ist nun ihr Alltag

Y

Yago Sato ist einer der Hüter der unbekanntenen Toten von Sendai, und er müsste ein Held sein. Liebevoll ruht der Blick des kleinen, verhärmten Mannes in der grauen Friedhofsuniform auf seinen Schutzbefohlenen, aufgereiht in fein verpackten Urnen auf weiß bespannten Brettern in der Tatami-Halle. Tonlos erzählt er seine und ihre Geschichte, während draußen ein wilder Regen peitscht. „14-A122“, „I-C8“, „15-A-158“ lauten ihre Polizeikodes nach Fundort und Datum. Es sind noch 31 Unbekannte in der 300 Quadratmeter großen Halle.

In Klarsichtplastik eingeschweißte Kleidungsstücke, auch einzelne Schuhe, liegen neben den Urnen. Sie werden gegen den Brauch nicht verbrannt, in der Hoffnung, eines Tages zur Identifizierung dienen zu können. So wie DNS-Proben, die man vor der Einäscherung entnommen hat. Sato hütet die empfindliche Würde derer, die von der Katastrophe ausgelöscht wurden, als hätten sie nie gelebt. Er wahrt ihre allerletzte Hoffnung, eines Tages erkannt zu werden und ihren buddhistischen Todesnamen zu erhalten, der dem Glauben nach Frieden gibt. „Ich bin froh, dass ich etwas für sie tun kann“, sagt er.

Noch immer, drei Monate nach dem „Großen Ostjapanischen Beben“, wie der offizielle Titel lautet, werden Leichenteile geborgen, in Sendai und in vielen anderen Orten an der Küste in Japans Norden. Zwei Überreste menschlicher Körper waren es am Tag vor unserem Besuch auf dem städtischen Kuzuoka-Friedhof; Sato erwartet sie. Er schickt Dankesgebete zum Himmel, dass er nicht mehr, wie in den ersten Wochen nach „3/11“, im Krematorium Dienst tun muss. Der süßliche Verwesungsgestank ließ ihn würgen, der Anblick von zerfetzten, aufgedunsenen Wasserleichen hatte ihn bis in seine Träume entsetzt. Er, der gehorsame Angestellte im Garten- und Parkamt, das Schönheit verwaltet und Erblühtes in der Eine-Million-Stadt, wurde dienstverpflichtet, als nach dem Beben mehr als 1500 Tote nach ihrer Identifizierung in einem Stadion in das einzige große Krematorium der Stadt überführt wurden. Die Angehörigen waren so dankbar, habe er gehört. Aber bei seiner höllischen Arbeit war er allein. Die Kinderleichen brachen ihm das Herz, ganze Familien wurden zu ihm gebracht, tot. Seine Stimme bricht als das erzählt. Nichts hatte Yago Sato auf diesen furchtbaren Liebesdienst vorbereitet. Etwas starb in ihm im Krematorium.

Sato fasst sich, während einige Schritte entfernt ein buddhistischer Priester Gebete murmelt, das Eisengefäß und Klanghölzer schlägt, zu dumpfem Gesang anhebt. Yago Sato und seine Überwindung sind in Japan so unbekannt wie seine Toten. Er müsste ein Held sein, doch japanische Helden dürfen nicht leben. Sie müssen sterben, um Helden zu sein. Japanische Reporter sind in den vergangenen drei Monaten nicht zu Menschen wie Yago Sato gekommen, sie ahnen nicht einmal, wie viel sie ihm und allen verdanken, die aus Gemeinsinn und Pflichtgefühl über sich hinauswuch-



Trümmerlandschaften: Wo sich einst der Hafen von Kesennuma befand, gibt es heute nur noch Schuttberge und Ruinen

KESENNUMA

sen in der Not. Es heißt, die Medien hielten Szenen schluchzender Hinterbliebener für spannender.

**Fünf Tage** lang fahren wir durch die Region um Sendai und die Küste nördlich davon auf der Suche nach den Menschen, die das Unerträgliche ertrugen und das Unmögliche von Heilung und Wiederaufbau versuchten. Mehr als 300 Kilometer schlagen wir uns entlang der tsunamiversehrten Küste durch. Viele Autostunden, die Wege sind beschwerlich. An Normalität, an einen Alltag, wie die Menschen ihn vor dem Beben lebten, ist hier nicht zu denken. Vielleicht wird es Jahre dauern bis dahin. „Wir“ fahren – mit auf den Weg gemacht hat sich Satomi Nara, eine Freundin, als Dolmetscherin und als Kennerin der abendländischen und der japanischen Kultur. Die Menschen, die wir treffen, öffnen sich zuerst Satomi Nara, sie scherzen und weinen mit ihr. Sie findet den richtigen Ton, kann Vertrauen stiften, wo Vertrauen nicht selbstverständlich ist. Das ist umso wichtiger, als die Menschen, die wir suchen, nicht Funktionäre, Beamte oder Politiker sein sollten, die oft zu Wort gekommen sind in den vergangenen Wochen und meist wenig Taten,



Wundersame Rettung: Yoshi Akanuma, 93, schleppte sich trotz Gehbehinderung allein auf eine Anhöhe und entkam der Flut

Ideen, Mitleid gezeigt haben. Wann immer wir es während der Reise mit Verwaltungen zu tun bekommen, blockieren und verschleppen sie, so gut sie es vermögen. Sie verweigern uns Zutritt zu Auffanglagern – „Diese Menschen wollen keine Reporter treffen“ –, ohne die Menschen auch nur zu fragen, ob sie sprechen wollen. Klassische Beamtenabwehrreflexe („Haben wir noch nie gemacht“; „Da könnte ja jeder kommen“, „Wenn das alle machten, hätten wir ja viel zu tun“) sind wohl keine rein japanische Eigenart. Doch sie gedeihen besonders üppig in einer durch Vulkane, Erdbeben, Tsunamis gefährdeten Nation, in der Sicherheit und die Vorsorge über alles gehen. Die Tradition der Entmündigung scheint von der Katastrophe nicht etwa aufgebrochen, sondern verhärtet.

Es ist ein doppeltes Elend, das Japan befällt und bis in die hohe nationale Politik in Tokio hinein die bizarrsten, entmutigendsten Züge einer Karikatur zeigt. Während wir Menschen begegnen, die alles verloren haben, die nicht wissen, ob sie je in ihren Heimatort zurückkehren werden, ja nicht einmal, ob dieser Ort nicht weit vom Meer wieder aufgebaut werden muss, erschöpfen sich Tokios Politiker in Parteiengetzänk um Geld und Macht. Ein Misstrauensvotum gegen den Premierminister Naoto Kan bildet das üble Grundrauschen während unserer Reise. Was immer die starken, tapferen Menschen der verheerten Tohoku-Küste in den vergangenen drei Monaten geschafft haben – fast ohne Ausnahme mussten sie es mit doppeltem Kraftaufwand denen abringen, die ihnen helfen sollten.

Wir suchen und finden sie überall: erfindungsreiche, einfühlsame, tatkräftige Frauen und Männer jeden Alters mit feinsinniger Sozialkompetenz, die aneinander wuchsen und einander beistehen. Wir treffen in Sendai Mizuki Nakamura, Priester der buddhistischen Jodo-Lehre, der einst mit dem Kronprinzen Naruhito in dieselbe Klasse der feinen Tokioter Gakushuin-Universität ging, sich mit dem fröhlichsten Lachen wappnet, wenn seine Rührung am stärksten ist. Der die Marx-Brothers liebt, „Chicago“ hört und die Leiden der Menschen tröstend in sich aufnimmt wie ein Gefäß ohne Boden. Wir begegnen Fischersfrauen in Hadenya, die alles verloren und kichernd ihre Namen nicht nennen wollen, weil ihre Aufräumarbeit in Trümmerfeldern ihnen so selbstverständlich scheint. Wir lernen die Witwe Hide Yamamoto, Mutter und Krankenschwester, kennen, die uns beschämt mit ihrem Trost, als ihre Geschichte uns den Atem nimmt. Und den Arzt Hitoshi Kuroda, der eine alte demente Dame auf seinem Rücken vor dem Tsunami rettete. Dreiundneunzig Jahre ist Yoshi Akanuma alt, darauf legt sie Wert, sie lief schon dem Tsunami von 1933 davon. Schließlich öffnen sich uns sogar drei Soldaten, von skeptischen, jedes Wort filmenden und notierenden Vorgesetzten umringt, in bewegender Ehrlichkeit.

**Mizuki Nakamura**, 51, ein allseits bekannter Priester, führt uns zu einem zerstörten Tempel, zu zwei Krematorien und einem Evakuierungslager, es ist ein Glücksfall und alles andere als selbstverständlich, auch dass wir ihn dazu als Religionsfachmann befragen können. Nakamuras Sohn Tatsuki, 23, verwaltet den Tempel, den Vater und Großvater leiteten. Vor vierhundert Jahren gegründet, in immer neuen Bauten beheimatet, liegt der „Gudojin“ (wörtlich: Dummheits-Tempel) zehn Kilometer von der Küste entfernt mitten in Sendai. Bis auf fünf Kilometer spülte der Tsunami heran. Wie der Tempel zu seinem erstaunlichen Namen kam, ist nicht überliefert. Es sagt viel über den Priester, dass er unter engen Freunden auch die „Dummheit“ als Rufnamen duldet. Der Tempel kam bei dem Beben bis auf einige verschobene Dachbalken und umgestürzte Statuen glimpflich davon. Nakamura erzählt, dass die Stadt Sendai die zahlreichen Tempel nach den Erfahrungen des Kobe-Erdbebens vom Januar 1995 aus ihren Evakuierungsplänen entlassen habe. Der Grund: Kirche und Staat selbst in der Not zu trennen. Manche Mönche, auch etliche Shinto-Priester versagten damals Opfern, die nicht zu ihrer Gemeinde zählten, Unterkunft und Hilfe. Auch diesmal hielten manche seiner Kollegen die Tempeltüren gut verschlossen, als freiwillige Helfer unterzubringen waren. Es ist eine düstere Erfahrung, über die

*Drei Monate nach dem Beben werden in vielen Orten noch immer Leichenteile geborgen*



SENDAI

Zerstörung, so weit das Auge reicht: Mizuki Nakamura, buddhistischer Priester, hilft, wo er helfen kann. Er schläft seit Wochen kaum und ist ständig unterwegs – vor allem als Seelsorger

zu sprechen tabu ist. Selbst im Dachverband der Tempel Sendais wird sie nicht debattiert. „Die Menschen wissen, wer ihnen half, und sie werden es sich merken“, meint Mizuki Nakamura.

Als wir ihm zum ersten Mal begegnen, kommt er gerade von der Seelsorge im Gefängnis. Er hatte sich erboten, einen Gesprächstermin mit den Aufsehern zu erwirken. Sie hätten berichten können, wie sie in den ersten beiden Wochen nach dem Beben kaum privat ihr Essen und eine Bleibe beschaffen konnten, während die Häftlinge so frei waren, Generatoren, daher Strom und Wasser und obendrein die übliche Kost zu beanspruchen. Die Gefängnisleitung verhinderte das Gespräch. Nakamura berichtet von seinem Treffen mit zwei Häftlingen, einem lebenslänglichen und einem langjährigen. Sie vertrauen ihm ihre Probleme an, auch ihre Sorgen um ihre Familien nach dem Beben. Und als er ihnen erläuterte, dass Priester auch Menschen seien mit Schwächen, die sie aber nicht zeigen dürften, kamen ihm die Tränen. Er lacht an dieser Stelle auf, wie es seine Art ist. Nakamura schläft wenig, er ist ständig unterwegs; zehn Kilometer hat er seit dem 11. März verloren. Leichengeruch verfolgt ihn in seinen Träumen. Er schreckt auf, weil er glaubt, es komme ein Beben. „Aber ich kann mit dem Geruch noch umgehen, weil ich als Kind erlebte, wie Leichen tagelang im Tempel aufgebahrt wurden. Die jungen Priester können alles, was nicht in Trockeneis liegt, nicht ertragen.“



Unser Reporter im Gespräch mit Soldaten

Von Nakamura und seiner Frau Ayako hören wir zum ersten Mal das Lob der Jungen, die sich in der Krise über alle Erwartungen bewährt haben. Statt als verwöhnte, asoziale Wohlstandsparasiten, wie die Alten sie nicht selten schimpfen, zu versagen, haben sie laut den Erfahrungen Nakamuras oft genug selbstlos und gegen Widerstände der Alten gehandelt. Nur von manchen Alten, die noch den Weltkrieg und Entbehrung erlebten, vernahm der Priester dummes Gerede von einer „Strafe Gottes“, die über Japan als konsumverliebter Sünder gekommen sei. „Es waren auch Alte, die sich mehr Vorräte griffen, als sie brauchten, die geizig und egoistisch waren und die Dienste der Jungen für selbstverständlich hielten.“ Statt ihre Kinder und Kindeskiner für ihre Opfer zu rühmen, ließen sie sich missgünstig gehen. „Ach, stellt euch nicht so an“, gehe eine stehende Rede von Schwiegermutter an Schwiegertochter, „wir haben lang genug gedurft. Jetzt seid ihr dran.“ Nakamura weiß andererseits als erfahrener Seelsorger auch, was es bedeutet, wenn Menschen zu ihm kommen und Dritte beschreiben, die nicht mehr weiterkönnen. Die keine Kraft mehr hätten, nicht einmal mehr zum Gebet. „Sie meinen immer sich selbst“, sagt Nakamura, „sie bringen es nur nicht über sich, es einzugestehen.“ Auch von vollendeter Harmonie in den Evakuierungslagern will er nichts wissen. Manche seien gut geführt und sozial

so kohärent wie die vertraute Dorfgemeinschaft, die sie spiegeln. Andere seien von Zwiß und Spannungen beherrscht, besonders unter Fischern gebe es viel Streit.

**Japans buddhistische Tempel** leben vom Sterben. Es ist ihr Monopolvertrieb seit Menschengedenken und ihre Spezialität; dem Shintoismus sind Geburt und Heirat überlassen. Die Christen spielen mit einem Prozent Marktanteil am japanischen Seelenheil, unverändert seit der frühesten Missionierung durch portugiesische Jesuiten, keine Rolle. Einäscherungen sind seit über tausend Jahren die Regel, zuvor waren Erdbestattungen (sitzend in fassähnlichen Särgen) üblich. Erst die Meiji-Modernisierung von 1868, die das Shogunat stürzte und dem Kaiser an die Macht verhalf, machte die Feuerbestattung aus Hygienegründen zur gesetzlichen Pflicht.

Die Bedeutung, seine Toten wenigstens nach dem Brauch bestatten zu können, hat sich in der Katastrophe vervielfacht. Die Lage war in den ersten Tagen verzweifelt, als die Krematorien vollkommen überfordert waren. In manchen Orten wurden Massengräber mit Särgen angelegt, die später exhumiert werden sollten. Auch in Sendai begann eine solche schreckliche Arbeit; sie wurde abgebrochen, als die Menschen protestierten. Die Medien halfen ihnen kaum, Tod in Massen, die Entsorgung von entseeltem Fleisch, ist offenbar manchen Reportern zu unerquicklich. Aus der Sicht eines Priesters hätte Nakamura nichts gegen Erdbestattungen einzuwenden, wenn, wie nach dem Beben und dem Tsunami, die üblichen Rituale nicht geleistet werden können. „Der Körper muss der Natur zurückgegeben werden, ob der Erde oder dem Feuer, ist nicht entscheidend“, argumentiert er. Die Hinterbliebenen sahen das anders. Der Priester hat seinen alten Klassenkameraden in einem persönlichen Brief darum gebeten, endlich einmal öffentlich die Dienste der Bestattungsunternehmen und der Arbeiter in Krematorien zu würdigen. Sie werden totgeschwiegen wie einst Japans Kaste der unberührbaren Burakumin, deren Berufe als Fleischer, Gerber, Totengräber diskriminiert wurden. Ob Naruhito auf ihn hört? „Wir werden sehen.“

Auch der philosophisch versierte Priester kann nicht auf den Schrecken vorbereiten, der uns im Tsunamigebiet von Sendai überfällt. Nakamura fährt uns in seinem Volvo-Kombi zu dem halb zerstörten

Tempel „Shotokuji“ im Bezirk Shinhama, knapp 500 Meter vom Strand entfernt. Wir hätten ihn nicht entdeckt unter den Verwüstungen, die das Chaos einer Müllhalde mit der grausamen Verspieltheit der Naturgewalt durchmischt. Autowracks in allen erdenklichen Formen der Zertrümmerung und Zerdrückung geben dem Begriff Autofriedhof neuen Atem; in Ruinen züngeln Vorhangreste und Isolationsmaterial im Wind wie Hautfetzen an einer Wunde. Am Tempel liegen die Grabsteine durcheinandergewürfelt, Urnen sind freigelegt, kleine Puppen lugen wie Tiere aus dem Erdrich des Friedhofs. Der Priester, Kohaku Nakazawa, ein schwerer, unrasierter Mann Ende 50 mit unendlich verwundeten Augen und einem bösen Raucherhusten, ist hier, um zu verhindern, dass Angehörige die Grabsteine samt Urne zu einem anderen Friedhof mitnehmen. Der Tempel, 1591 gegründet, wird sicher nicht mehr dort aufgebaut. Aber ohne seine Toten und die Einnahmen stirbt er ganz und gar. Nakamura bringt seinem Glaubensbruder, der alles verloren hat, einige seiner Priestergewänder. Sein Kollege habe allen Glauben verloren, sagt er später. Der Helfer brauche Hilfe.

Das Meer ist durch die Absenkung des Bodens näher an den Tempel gerückt wie in einer Gier, das Zerstörungswerk eines Tages zu vollenden. Es steht noch viel in dem versalzten Grund: Baumstümpfe, Betonfundamente, grotesk verrenkte Stahlgerippe, die Gebäude trugen. Für den Tsunami birgt „Hafenwelle“ eine irreführende Assoziation. Sie suggeriert, man könne schwimmen, auf seiner Krone gewissermaßen surfen. Eine Lawine, die Betonteile, Geröll, Lkws, Glasscheiben mit Wassermassen verwirbelt, kommt der brutalen Unmöglichkeit näher. Zeugen schildern uns das gewaltige, verschlingende Getöse dieses Monstrums. Schwarz und haushoch sahen sie es sich auftürmen, auf dem Scheitel golden in der Sonne glitzernd. Schrecklich schön.

Shizue Nakazawa, die Ehefrau des Priesters seit 35 Jahren, rettete ihre Familie vor dem Tod, als sie nach dem Beben und einer Tsunami-Warnung im Autoradio zum Tempel raste, alle einlud – Mann, Tochter, Schwiegersohn und zwei kleine Enkelkinder – und davonfuhr, ohne sich umzusehen. Knapp eine Stunde war, wie sie später wusste, Zeit, bis der Tsunami ihr Leben überrollte. Sie hatte keine Zeit, Kinderalben mitzunehmen. Die Bankdokumente und das Tempelregister hatten Vorrang. Die Soldaten befreiten die wichtigsten Straßen der Gegend von dem Müll. Ob sie bleiben wollen, fragen wir. Oh

Alle entlang der Küste haben recht: *Es ist unglaublich viel geschafft worden. Wer das Grauen zum ersten Mal erblickt, begreift das kaum. Es war noch schlimmer?*

ja, wenn sie könnte. Aber sie kann nicht daran glauben. Mut gibt ihr ein wenig Aberglaube: Die wichtigste Heiligenfigur des Tempels überstand die Zerstörung und Überschwemmung unbeschädigt an ihrem Platz. Das muss doch etwas bedeuten. 220 Tore hat es in ihrem Bezirk gegeben, 57 in der unmittelbaren Nachbarschaft. Sie kannte sie alle. „Die Leute, die den Tsunami kommen sahen, sind traumatisiert“, sagt sie. Sie beschreibt es wie einen bösen Fluch, der sie und die Ihren nicht getroffen hat. Salzsäulen die anderen.

„Halte durch, Japan!“ und „Weiter so, Sendai!“: Die Botschaften der Hotelgäste im Kondolenzbuch des Hotels in Sendai sind schlicht. Etwas wie ein Schuldbewusstsein, es so komfortabel zu haben, spricht aus den Eintragungen. Freiwillige Helfer leben billiger anderswo. Doch die üblichen Disasterverser, Baufirmen und Versicherer, sorgen seit den ersten Tagen nach dem Beben für ein ausverkauftes Haus. Bars und Restaurants ernährt dieselbe Klientel; es ist ein trauriger, wichtiger Boom für die geschundene Stadt. Man kann die Katastrophe, welche Sendai entlang der Hochstraße Tobu Doro in Müllwüste und Massengrab und Alleen mit schicken Geschäften teilt, angenehm vergessen.

Diesen Luxus verliert, wer sich auf die Küstenstraße nach Norden begibt. Umleitungen, Dauerregen, starker Verkehr bremsen die Fahrt auf einen Schnitt von knapp 30 Stundenkilometer; es ist, als führe man auf einem Laufband gegen die Laufrichtung. Die Bewegungen um uns erlahmen zu Zeitlupe, wir benötigen drei Stunden für 87 Kilometer. Die Orte Shio-gama, Higashi Matsushima, Ishinomaki schlucken uns und speien uns aus. Schon trennen uns einige Kilometer von der Küste. Dann, in Hadenya, ändert sich nach einer Rechtskurve alles: Sie springt uns an, die Zertrümmerung allen Alltags und jeder vernünftigen Form. Durch ein Sieb passierte, pulverisierte Lebenszeichen. Die einst idyllischen, von Zauber erleuchteten Meeresblicke der letzten Jahrhunderte sind den hässlichsten, ruinierten gewichen. Das Schema bleibt über Hunderte Kilometer gleich: Die Straße windet sich hinauf ins prall Grüne, Fruchtbare, Unbeschädigte, bevor sie nur um 20 bis 30 Meter in die Hölle des Meeresspiegels zurückfällt. Es ist eine topografische Achterbahnfahrt, die nach der zehnten zerstörten Bucht nur mehr ein Aufstöhnen aus uns presst. Müll und Regenwolken verschmelzen in schmutzigem Grauen. Nichts macht gleicher als der Tsunami.

Man soll die sechs Frauen, die in Hadenya in einer Ruine vor dem Regen Schutz suchen, nicht nach ihren Gefühlen fragen. Ihre Männer räumen im Meer die Trümmer, sie tun es an Land. Ihre schweren Gummihandschuhe, blumengemusterten Hauben und das Schicksal, alle ihre Häuser verloren zu haben (und eine von ihnen sogar ein Kind), eint sie zu einem schlagkräftigen Trupp. Nononsense-Women: rotbäckig, blinkendes



Die Reiseroute unseres Reporterteams. In den mit einem \* markierten Orten sind unsere Fotos entstanden.

## NATORI



Was übrig blieb: Bilder, Briefe, Habseligkeiten aus einem Haus in Natori

Es gibt *keine Bitterkeit*, nirgends. Niemand hadert mit dem Tsunami: „Wir wussten, dass er käme“, sagen die Überlebenden ein ums andere Mal

Zahnsilber, Lachfältchen um die Augen aus besseren Zeiten. „Es sah viel schlimmer aus“, sagen sie wie stolze Putzfrauen, als wir unser Entsetzen bekunden. Sie haben recht. Alle entlang der Küste haben recht: Es ist unglaublich viel geschafft worden. Nur begreift das einer, der das Grauen zum ersten Mal erblickt, so schwer. Noch schlimmer?

Ende März galt die Hälfte der 17 000 Einwohner von Minamisanriku als vermisst. Hadenya, eingemeindet wie etliche andere Dörfer, organisierte Bürgerkomitees, die für Ordnung sorgten, lange bevor Hilfe von außen durchdrang. Man kannte sich von den (religiösen) Festivals, man war eingespielt von den Katastrophensübungen. Solange die Regeln von ihnen gemacht wurden, gab es keine Führungsprobleme.

Zögernd lassen die Frauen mit sich reden. Keine will die Eitle spielen. Sie tun, was alle tun, die wir in den nächsten Tagen sprechen. Sie weisen darauf, dass es anderswo viel ärger sei. Erst recht in der Katastrophe ist Bescheidenheit eine Zier. „Wir haben enormen Sachschaden in Hadenya, aber wenige Tote“, sagen sie. Manche Hilfslieferungen seien spät dran, aber die Verwaltung habe ja kaum mehr ein Dach über dem Kopf. Fließendes Wasser wäre schön, noch muss man einmal am Tag beim Tankwagen der Armee anstehen; Strom für alle zu jeder Zeit wäre ein Luxus; viele haben seit Wochen nicht baden können. Sie schlagen die Augen nieder. Baden, das können sonst sogar die Ärmsten. Wer eine Ahnung hat, welch wohlthuende Rolle in der japanischen Seelenkultur ein heißes „ofuro“ (Bad) spielen kann, weiß, wie ein Spender das Leben der Opfer erleichtern und sich ewige Dankbarkeit erwerben könnte: Wer ein paar Busse mietete, die einmal in der Woche ein Dorf zu einem Gasthof mit heißer Quelle brächten, nur für zwei oder drei Stunden, würde als Retter und Wohltäter von Körper und Seele geliebt. Und mindestens Ehrenbürger.

**Keine zwanzig Minuten** von Hadenya, hoch in den Küstenhügeln, liegt das „Café Schrein“. Die Fischersfrauen haben vermutlich nie davon gehört, es ist eine Oase für Jazzfans und Livemusik-Liebhaber mit hippischem Charme. Es läuft eine verwingte Version von „Eleanor Rigby“, als wir kaffeedurstig eintreten. Der Besitzer sieht dem Ausländer den Reporter an, bevor er doch mit uns redet. Er hat genug von den Medien, die ihm wie Aasgeier verhasst sind. Er macht Kaffee mit Evian-Wasser, es gibt noch kein fließendes; er schläft hier, nur eines von 80 Häusern in seiner Siedlung ist bewohnbar, verrät er und verzicht geringschätzig den Mund, weil er doch mit uns redet. Die Terrasse des „Kohi-Jinja“, wohl an die 30 Meter über der Bucht an einem bewaldeten Hang, ist von atemberauben-

der Schönheit. Hier zu sitzen und John Coltranes „Love Supreme“ (das inzwischen spielt) zu hören, wäre kein geringerer ästhetischer Genuss als ein Konzert in den Caracalla-Thermen. Japans Küste hatte immer Blicke zum Niederknien. Nun betet man.

Der Besitzer mault mehr, als dass er redet, aber er spricht mit der Dolmetscherin Satomi Nara, solange ich mich heraushalte. Der Tsunami züngelte bis auf wenige Meter unter das Café empor; er zeigt uns einen Film von dem Tag auf seinem Handy. Man hätte die fünf Kilometer zur Kameieninsel (Tsubakishima) laufen können, so weit wick das Wasser vor dem Tsunami zurück. Das Meer teilte sich, die Bibel hat doch recht. Als die Welle kam, stieß sie viele Kilometer weit den Sizugawa-Fluss hinauf ins Landesinnere: „Der Tsunami kam auf das Café zu und wurde von Felsen zweigeteilt wie von dem Bug der ‚Titanic‘. Das hat uns gerettet.“ Das Bild mit der „Titanic“ muss ihm gefallen. Er verzieht sich seinen Verrat am Medienverbot so weit, dass er animiert zu fluchen beginnt: auf die elende Verwaltung, die nichts zustande bringt, die die Leute nicht anhört. Man könnte das alles so viel besser machen, sagt er mit verächtlich lächelndem Zorn. Etwa mit einer lokalen Tausch-währung, die Dienstleistungen verrechnet, statt das knappe Geld zu verschwenden. Ich hüte Kinder und Alte, du reparierst dafür mein Auto, ich liefere Reis, du spielst Jazz (oder auch ein paar rührselige Enka-Schlager, bitte) zu meinem Vergnügen. Jeder kann etwas, was Marktwert hat, jeder gewinnt, am meisten die Gemeinschaft. Es könnte funktionieren.

**Wer Japan** kennt, muss die Ungleichzeitigkeit lieben, die den Reisenden überall entzückt: Die Fischersfrauen und der linksintellektuelle Coltrane-Jazzklub-Manager, ein paar Minuten voneinander entfernt, Mitglieder desselben Idylls. Ohne den einen wäre der andere schwächer. Es herrscht eine großzügige, gelassene Toleranz (in einer vermeintlich konformistischen Kultur). Der Mann ohne Namen im „Café Schrein“ wäre eine Kraft in jeder Bürgerinitiative – und ein Nörgler der reinen Lehre, unfähig zu Allianzen und Kompromissen. Er kämpft seinen eigenen gerechten, oft genug hoffnungslosen Kampf. Wir fühlen für ihn. Doch wir bewundern die Tatkräftigen, die Ideologie in der Not überwinden und neue Allianzen schmieden.

Solche Menschen braucht man im verwüsteten Kesennuma, das wörtlich „ländlicher Sumpf“ heißt und wohl seit seiner Gründung nie so sprechend aussah wie seit dem Beben. Das Wasser geht nicht zurück an tief gelegenen Stellen, der ekelhafte Geruch der mit den Trümmern vermengten verdorbenen Reste der fischverarbeitenden Industrie nimmt einem die Luft. Der Nieselregen hält den Staub nieder, die steigenden Temperaturen machen den Gestank schlimmer.

Kein Gedanke, allenfalls Nachrufe kommen uns auf all die Köstlichkeiten von Meeresfrüchten und Landwirtschaft, auf die die Tokoku-Küste stolz ist und ihren Tourismus gründet. In der Stahlstadt Kamaishi werden wir am Hafen Zeuge einer gespenstisch an Hitchcock erinnernden Übernahme der waidwunden Häuser durch Krähen. Sie überfallen sie ruhig, picken, zerren an den Habseligkeiten, sie beleben auf üble Weise diese Gräber. In Ofunato sind 15 000 Tonnen verdorbener Fisch in die Trümmer gemischt wie in einen widerlichen Salat. Myriaden von Fliegen senken sich wie schwarze Netze auf ihr fettes Buffet. Ihr Paradies ist der Albtraum der Menschen, die keinen Platz haben für ein Massengrab der Masse. Das Meer hat's gegeben, das Meer hat's genommen.

Und doch: Es gibt keine Bitterkeit, nirgends; es dauert eine Weile, bis wir nicht mehr danach forschen. Das Meer ist göttlich, verschlingend und gebärend. Abwehrwall gegen Feinde, niemals wurde Japan erobert und besetzt vor 1945, vor allem ist es der Mutterleib für allen Reichtum. Niemand hadert mit dem Tsunami: „Wir wussten, dass er käme“, sagen sie ein ums andere Mal. Es wurde weiter erzählt zwischen den Generationen, eines Tages würde ein Tsunami an sich reißen, was die Wellen spenden. Verlässlich folgt auf diese Verneigung vor den höchsten Mächten ein Bekunden von Mitleid mit den Menschen in Fukushima. Man verstehe ihren Zorn und ihre Verzweiflung. Ihre Katastrophe ist Menschenwerk.

■ Drei Monate nach dem Beben, Tsunami und der Atomkatastrophe in Fukushima sind bis heute laut offiziellen Statistiken **15 373 Tote** geborgen worden, 8198 Menschen gelten weiterhin als vermisst. 5364 Menschen wurden verletzt. Die Zahlen werden ständig aktualisiert – und müssen meist nach oben korrigiert werden.

■ Noch immer leben mehr 98 303 Menschen der betroffenen Regionen in **Notunterkünften**. Zwar wurden inzwischen rund 28 000 Behelfsunterkünfte für die Opfer gebaut, doch werden noch Tausende weitere benötigt, wie örtliche Medien berichten. Erschwert wird dies durch noch immer herumliegende Trümmerberge. Die Zahl der bei der Katastrophe zerstörten Gebäude liegt bei 11 044, rund 330 000 wurden teilweise zerstört oder beschädigt.

■ Die Reparaturtruppe in der **Atomruine** in Fukushima kämpfen weiter gegen Millionen Liter verseuchten Wassers, mit dem die Reaktoren gekühlt werden sollen. Im zerstörten AKW befinden sich

Die Strahlung hat die Zeit am Nachmittag des 11. März angehalten; nicht einmal die Toten konnten geborgen werden. Häuser, Autos, die Habe bürgerlicher Existenzen: Alles steht unberührt von dem Tsunami und in einer schrecklichen Pointe auf Generationen unberührbar. Nur in Fukushima gab es Plünderungen von Lebensmittelgeschäften, Alkoholika, Bankautomaten. Wo die Kläger fliehen müssen, gibt es keine Richter mehr. „Die armen Leute in Fukushima“, hören wir immer wieder. „Wir haben geliebte Menschen verloren und furchtbare Zerstörungen erlitten, aber es geht wieder voran. Wir räumen auf, und wenn es Jahre dauert; wir trauern, aber finden unseren Glauben wieder.“

**Die langen** Autostunden bis Miyako setzen uns zu. Das Auf und Nieder von Grün und Leben zu Grau und Tod lehrt uns einen Rhythmus der Sinne, dem wir uns immer häufiger schweigend beugen. Was soll man noch sagen zu den einsamen Baggern, die sich in riesigen Trümmerfeldern so vergeblich bewegen wie ein einzelner Mann, der mit dem Rechen eine Küste säubern will? Alle Entsetzens-ausrufe sind leer. Der Regen verfolgt uns erbarmungslos und formt die Szene zu einem Kurozawa-Filmset. Ja, der Meister hätte es stürmen und regnen lassen über der Katastrophe von Tohoku wie in „Rashomon“ und während der Entscheidungsschlacht der „Sieben Samurai“. Als wir endlich nach Taro niedersinken, in die Verwüstung hinein wie Dutzende Mal zuvor, schauen wir schon mit dem

abschätzenden Auge des Trümmerexperten. Der Deich war hier höher. So wie das Entsetzen, als der Tsunami darüber hinfortschäumte. „Kowashite O.K.“ (Abreißen okay) ist auf die wenigen noch stehenden Hausruinen gesprüht. Die Besitzer mussten sich bis zum 15. April entscheiden, ob sie dem Abriss zustimmen. Was war ihre Wahl? Die Grundschule, das höher gelegene erste Evakuierungszentrum, liegt verlassen. Das ist gut so, denn es bedeutet, dass die Kinder sie wieder übernommen haben, die Evakuierten haben bessere Bleibe gefunden. 2600 der 4600 Einwohner (40 Prozent über 65 Jahre alt) waren von dem Tsunami betroffen, 200 sind tot oder vermisst. Sie sind geflohen. Taro gehört den Krähen und den Geistern. Der Schulunterricht ist das einzige Normale, das hier stattfindet.

Die Menschen finden wir einige Kilometer entfernt auf einer sicheren Anhöhe im „Green Pia Recreation Center“. Eine leuchte, moderne Mehrzweckhalle formt den Kern der Anlage, 80 brandneue Containerhäuser mit je 20 Quadratmeter Wohnfläche, jenseits des großen Parkplatzes, bilden den Vorort der Glücklichen, die nicht mehr auf dem Boden der Sporthalle campieren. Dort sind es dreizehn Quadratmeter für vier Personen, mit einer Pappwand umgrenzt, für die wertvollste Habe, fürs Schlafen und Essen. „Ein Tatami zum Schlafen, ein halbes zum Stehen, zweieinhalb Becher Reis zum Leben“, mehr Raum und Essen brauche niemand, auch kein Machthaber, so wird es von Japans

Reichseiniger Toyotomi Hidetoshi (1537–1598) überliefert. Fürs Überleben mag das reichen, zum Leben nicht. Die „volunteers“ (man benutzt das englische Wort) vorstellen fürsorglich den Weg zur Halle. Keine Medien, bitte. Der letzte Rest Privatsphäre soll geschützt werden. Draußen bauen unter einem Regendach die Freiwilligen eine Buffetkette für ein gespendetes Mittagessen auf: Rinderzungen-Gulasch, eine Spezialität Tohokus, von einem reichen Sommelier aus Tokio spendiert, der sich mit den Besuchern fotografieren lässt. Wir aber suchen die Krankenschwester Hide Yamamoto. Dass wir sie auf dem Gelände in einem nahen Hotel finden, das als Behelfsklinik dient, in sie hineinlaufen, als sie gehen will, und wir kommen, ist ein Geschenk der Götter. Denn auch Hide Yamamoto ist eine Heldin.

Der Tsunami in Taro hat ihr den Mann entrisen und den Schwiegervater. Offiziell ist sie noch nicht Witwe, ihr Sohn, 12, und ihre Tochter, 17, sind noch nicht Halbwaisen. Denn Herr Yamamoto wurde nie gefunden. Auf dem Meer, wo er Seetang erntete, hatte er das Beben gespürt und war sofort zur Küste umgekehrt: Sein Job bei der freiwilligen Feuerwehr verlangte, dass er ein Fluttor schließen sollte, um Tsunami abzuwehren. Das kostete ihn das Leben. Jede Nacht träumt seine Witwe, dass er zurückkehrt. Die Tochter spricht über ihren Schmerz, der Sohn schweigt; doch seine Mutter hat E-Mails an seinen Vater entdeckt, Briefe, die versuchen zu verleugnen, dass er nie wieder zurückkehren wird.

Am 18. Juni sollen überall entlang der Küste Trauerfeiern die ersten 100 Tage nach dem Beben markieren und die Vermissten für tot erklären. „Wir, vor allem die Kinder, brauchen ein Sayonara“, sagt sie leise. Sie hat Baugrund gekauft, in der Region, doch weit genug entfernt vom Meer. Noch hat sie nicht begonnen mit dem Hausbau: „Ich kann meinen Mann nicht verlassen.“

Seit 23 Jahren ist sie Krankenschwester, und arbeiten und helfen zu können, rettet sie vor der Depression. Eine kleine Wohnung hat sie in Miyako gemietet; sie hat Ersparnisse, und die Einmalzahlung von rund 10 000 Euro half. Viele, erzählt sie, bewunderten ihre Tatkraft und Pflichtgefühl. Sie habe sich selbst analysiert: „Ich habe Schuldgefühle, weil ich meine Familie nicht retten konnte. Die Götter werden sehen, dass ich für andere wenigstens arbeite.“ Die Würde von Hide Yamamoto ist weich und zäh wie Bambus, es fließen gemeinsame Tränen, die uns allen guttun.

Ihr Chef Hitoshi Kuroda, 42, verbirgt seine Mitleidenschaft hinter der Rationalität des Intellektuellen. Er ist seit zehn Jahren der einzige Arzt für 4500 Patienten „zwischen 1 und 103 Jahren“ und leitete die kleine Klinik von Taro. Auf eine Frage nach Urlaubsvertretung lächelt er schief. Er sieht am Tag 60 Patienten, Bluthochdruck, Diabetes, Schlaf-



## KORIYAMA

Ein paar Quadratmeter Privatsphäre: Abendessen in einem Flüchtlingscamp in Koriyama in der Präfektur Fukushima. Die Menschen aus der Evakuierungszone müssen wohl noch lange

## BILANZ EINER KATASTROPHE

nach Angaben des Konzerns Tepco mehr als 100 000 Tonnen hochgradig verseuchtes Wasser. Aus dem Atomkraftwerk tritt weiter Radioaktivität aus. Auch Bewohner in der 250 Kilometer entfernten Hauptstadt Tokio sorgen sich zunehmend vor Verstrahlung. Die Stadtverwaltung beschloss, ab sofort an 100 Stellen der Stadt zu messen. Einzelne Stadtteile haben bereits mit eigenen Strahlungsmessungen begonnen. Es dürfte noch mehrere Monate dauern, bis die Situation in dem havarierten Atomkraftwerk unter Kontrolle ist.

■ Im Umkreis der Atomruine entdecken japanische Behörden in immer mehr **Lebensmitteln** radioaktive Partikel. Der Cäsium-Grenzwert liegt bei 500 Becquerel pro Kilogramm, für Jod-131 bei 2000. Mitte März berichtete Japans Gesundheitsministerium, dass in der Präfektur Fukushima die Werte bei Brokkoli überschritten wurden, in der Nachbarregion Ibaraki bei Rohmilch. Die Umweltschutzorganisation Greenpeace nahm 16 Proben von Feldgemüse aus der Region und stellte Werte von 8000 bis 150 000

Becquerel je Kilo fest. Bei Fisch, Krebstieren und Seetang, die 22 bis 60 Kilometer vom Kraftwerk entfernt aus dem Meer geholt wurden, fand Greenpeace erhöhte Werte für Jod-131, Cäsium-134 und Cäsium-137.

■ Fast 120 000 Menschen in den mit am schwersten betroffenen Provinzen Miyagi, Iwate und Fukushima haben infolge der Katastrophe ihren **Arbeitsplatz** verloren, wie der Fernsehsender NHK berichtete. Es gebe derzeit jedoch nur 49 000 Jobangebote.

■ Die Katastrophe bedeutete für Japans **Wirtschaft** einen deutlichen Einbruch. Die Industrieproduktion ging im April deutlich zurück, viele Firmen, vor allem in den stark betroffenen Präfekturen, mussten ihre Bänder stillstehen lassen, weil Gebäude noch immer beschädigt sind oder der Strom fehlte. Auch geringe Investitionen sorgten für eine sinkende Wirtschaftsleistung. Analysten rechnen mit einer Wiederkehr des Wachstums in der zweiten Jahreshälfte. Für Januar bis März lag es bei minus 0,9 Prozent.



in ihren provisorischen Unterkünften ausharren



TARO

Links: Was der Tsunami von der Stadt Taro übrig ließ – Kränen haben sich auf den Schuttbergen niedergelassen. Unten: Krankenschwester Hide Yamamoto hat ihren Mann und ihren Schwiegervater verloren, seit dem Beben arbeitet sie fast rund um die Uhr in einem Behelfskrankenhaus, das in einem Hotel eingerichtet wurde

Bald sollen überall entlang der Küste *Trauerfeiern* die ersten 100 Tage nach dem Beben markieren und die Vermissten für tot erklären. Die Bewohner brauchen ein „Sayonara“



TARO

störungen, Bronchitis (vom Baustaub) sind nach 3/11 explodiert. Der erste Monat war schlimm, es mangelte an gesunden Lebensmitteln, Wasser, Medikamenten. Auch den Arzt verfolgt der Tsunami in seinen Alpträumen. Er nahm nach dem Beben nach einem Hausbesuch eine demente alte Dame Huckepack und trug sie, verfolgt von dem Tsunami, in Sicherheit. „Ich habe mich nie umgedreht, es ging am Ende um zehn Sekunden.“ Die Lokalzeitung brachte eine nette Geschichte über ihn, er zeigt sie uns. „Die Leute hier sind fröhlich und einfach, sie wussten, dass der Tsunami eines Tages kommen würde.“ Nun hatten sie drei in 120 Jahren. „Die Menschen selbst sollten bestimmen, ob und wo sie Taro wieder aufbauen“, sagt der Arzt und sein Ton wird scharf. Die Bürokraten in Miyako hören nicht, „wir müssen lauter werden“. Ihre Stumpfheit ist der Hauptgrund für seine Kündigung, die er im Februar einreichte. Er habe sich zehn Jahre lang aufgerieben als einziger Arzt und nie ein Wort des Dankes oder der Wertschätzung empfangen. Nur Hindernisse und Enttäuschungen. Er wird mit Frau und drei Kindern nach Saitama nahe Tokio gehen und ein neues Leben beginnen. „Für meine Patienten tut es mir sehr leid, wer wird sich um sie kümmern?“

Da ist er wieder, der unerkannte japanische Held. Ihn gering zu schätzen, statt zu rühmen, ist ein Luxus, den sich die verwundete Nation noch nie leisten konnte. Yoshi Akanuma sorgt mit ihrem nie versiegenden Redestrom in altertümlichem, dialektgefärbtem Japanisch dafür, dass sie nicht ignoriert wird. Die Medien feiern ihre wundersame Rettung vor der Tsunami in Taro. Allein mit einem Gehgestell, an dem in einem Sack ihre Dokumente hingen, schleppte sich die schwer gehbehinderte Greisin in quälender Langsamkeit auf eine Anhöhe. Man wollte sie tragen, sie war zu schwer; „lauft weg“, rief sie „ich bin zu alt“. Sie wurde gerettet und zu einer lokalen Kultfigur. Die alte Dame mit ihren „93 Pferdestärken“ (so sagt sie kichernd) muss 20 überlebende Verwandte mit herrlichem Witz und Kühnheit inspiriert haben, bevor sie mit der Tochter in ein Containerhaus umzog, wo es ihr entschieden zu unlebendig zugeht. Der Bürgermeister kam einmal, sie trat im Fernsehen auf und bestellte den Gouverneur von Iwate nach Taro. Der Mann solle die Zerstörung selbst sehen. Als er kam, sprach ihm die Alte so innig Mut zu, dass er scherzte „Ich dachte, ich sollte Sie

trösten!“ Um die lebenslustige Greisin muss man sich keine Sorgen machen. Sie will erleben, dass das erste Haus in Taro wieder steht. Ermutigung ist ihre Berufung in der Krise: „Meine Knie taugen nichts mehr, ich kann nicht physisch helfen. Aber ich kann ihnen Mut machen, schließlich kann ich meinen Mund eh nicht halten.“ Andere müssen es. Schweigen lernen die Soldaten der japanischen Streitkräfte mit dem Anziehen der Uniform. Nach dem ruinösen Militarismus der 40er-Jahre und einer von den USA verordneten pazifistischen Verfassung gibt es sie nicht, oder nur als „Selbstverteidigungs-Streitkräfte“. Eine Karriere in der Berufsarmee, die guten Sold bezahlt und Jobsicherheit verspricht, scheint selbst in der Rezession der letzten beiden Jahrzehnte wenig reizvoll. Rekrutierung hat etwas Verschämtes: Wochenend-Krieger-Seminare für „Tough guys“ großer Formen, Tage der offenen Tür. Das ist es. Mit dem 3/11 aber ist das Tarnfarbimage plötzlich bunt aufgebrochen; die Truppe, bald hatte man 100 000 Mann an die Krisenküste entsandt, handelte früh, kompetent, opferbereit, eine Volksbefreiungsarmee im besten Sinn. Sie speisten die Entwurzelten, sie suchten die Toten. Deshalb wollten wir mit eini-

gen Soldaten sprechen. Ein unerhörtes Ansinnen, das das Verteidigungsministerium in helle Aufregung versetzt, in etwa zwei Dutzend Anrufen und gut zehn E-Mails (mit vorformulierten Fragen) gipfelte. Das Ministerium tat sein Bestes, mich zur Aufgabe zu bewegen. Als das nicht verfiel, entschloss man sich zur Taktik der amerikanischen Verbündeten: „overwhelming force“, erdrückende Überzahl, die am Sieg keinen Zweifel lässt. Sieben Fotografen in Uniform und ein Videofilmer springen auf uns zu, als wir das Gemeindezentrum von Shinchi erreichen. Das Städtchen, rund 40 Autokilometer südlich von Sendai gelegen, hat es zu trauriger Berühmtheit gebracht, weil dort zwei Tsunami von zwei Epizentren sich zu einer monströsen Riesenselle vereinigten, 15,9 Meter maß die Jietai. Sie rückten mit dreihundert Mann aus dem westjapanischen Okayama an; erfahren durch das Beben von Kobe 1995, bei dem sie zu spät eingesetzt wurden, um das Schlimmste zu verhindern. Unsere drei Soldaten sitzen mit gesenkten Köpfen wie Kriegsgefangene, die Polter erwarten. Ihre Vorgesetzten machen Notizen und filmen, mithin eine entspannte Gesprächssituation wie beim Bier in der Kneipe.

Dafür schlagen sie sich gut. Leutnant Yoshiyuki Yabuki, 49, hat den höchsten Rang und den Mut zu reden. Die Sergeanten Hiromi Nishio, 42, und Seiji Maeda, 37, sind erleichtert, wenn sie ihm den Vortritt lassen können. Der Leutnant schildert die ersten beiden harten Wochen nach dem „3/11“, als sie von Dosenrationen lebten und den Evakuierten frischen Reis und Gemüsesuppe überließen; er erzählt, wie sie als Ersatz für die Verwaltung, als Seelsorger, Ärzte dienen. Kein Anflug von Toughguy-Hochmut, auch keine Weinerlichkeit, ein mannhaft demütiges Dienen in der besten Tradition einer Demokratiearmee. Leutnant Yabuki erzählt schließlich, was seit ihrem Irakeinsatz zum täglichen Standard des „Debriefings“ nach Einsätzen zählt: Die Einheiten stellen sich in einem Kreis auf, halten einander an den Händen und sprechen über das, was sie gesehen haben und teilen wollen. Die Generäle des japanischen Militarismus drehen sich im Grabe herum, so viel seelische Verletzlichkeit wird ihren Nachfolgern zugetraut. „Post traumatic stress syndrome“ kostet Leben. Reden tut wohl. Sie sprechen von dem Auffinden von Kinderleichen. Manchem werden die Hände feucht und die Augen auch.

Am Ende haben alle unsere Zeugen die Klischees von den disziplinierten, gleichmütigen Samurai widerlegt, denen im Frieden wie in der Katastrophe alles Spontane abgeht. Es ist viel gut gemeinter Unsinn verfasst worden über solche Menschen, die es hier so selten gibt wie anderswo. Beeindruckt sahen viele Beobachter nur noch Masse, nicht Mensch. Dass sich alle unsere Gesprächspartner auf das Artigste für Lob und Freundlichkeit der Ausländer bedanken, macht es nur dringlicher, den „kulturalistischen Brei“, wie der japanische Philosoph Kenichi Mishima das Samurai-Gerede nennt, so gut wie möglich zu meiden. Wir haben Helden getroffen, auch wenn es Helden in Japan nicht geben soll. Als wir wieder nach Sendai zurückkehren, erwartet uns unser Priester zu unserem „Debriefing“. Wir erleichtern unsere Seelen. Dann erzählt Mizuki Nakamura von seiner ersten Trauerfeier nach dem Tsunami. Ein Kind und eine junge Mutter, gebracht von ihrem verzweifelten Ehemann. Als der Priester zu der Zeremonie anhebt, unterbricht der Witwer ihn leise. „Sie müssen für drei Tote beten, meine Frau war im achten Monat schwanger.“ Nakamura kommen die Tränen, als er davon spricht. Er lacht kurz auf und panzert seine Wunde.

ANZEIGE

App des Jahres!  
iTunes  
Rewind  
2010: iPad Apps

Jetzt kostenlos testen

Apple schreibt mit dem iPad Geschichte.  
Und wir die besten Geschichten dafür.

DIE WELT für das iPad. Immer top-aktuell – ganz gleich ob morgens, mittags, nachmittags oder abends. Mit großen Bilderstreifen und den neuesten Videos – gemacht für das iPad und eine neue Generation des Lesens. Viel Spaß!

welt.de/welt-app

Apple, iPad und App Store sind Marken der Apple Inc.

© Oliver Youss